

Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Donnerstag, den 8. May 1823.

55

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen Viertelst. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer Viertelst. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die L. F. Postämter um 33 fl. halbj. und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Der Fremde.

Erzählung von Amalia Schoppe, geborne Weise.

1.

Es war eine fürchterlich schöne Nacht. Brausend fuhr der Sturmwind durch die fast entlaubten Wipfel der Buchen und Eichen daher, und bog die immergrünen schlanken, himmelanstrebenden Tannen bald hierhin, bald dorthin, als wolle er sie zerbrechen. Der Regen goß in Strömen nieder und vermehrte das Geräusch des brausend daher schäumenden Gießbachs auf eine schauerliche Weise. Kein Sternbild war am Himmel zu schauen; nur dann und wann blickte der Vollmond durch die zerrissenen Wolken und erhellte mit dem stärksten Lichte die lichten Stellen des Waldes; dann war plötzlich alles wieder in die dickste Finsterniß gehüllt.

„Du hast doch nach dem Feuer auf dem Herde gesehen, daß es nicht Schaden thun kann?“ fragte die verwitwete Försterinn ihre Tochter, die vor der dürftigen Flamme des Lichtes in einem alten Buche, einem Nachlaß ihres verstorbenen Vaters, las, das sie zuweilen niederlegte, um den draußen tobenden Schrecknissen zu lauschen. „Es ist alles wohl besorgt,“ entgegnete Magdalene; „doch will ich zur größeren Vorsicht nochmals nachsehen, denn der Sturm fährt brausend und gewaltig durch den alten Schornstein auf den Herd nieder, und das kleinste unbewachte Fünkchen könnte uns gefährlich werden.“

Bei diesen Worten legte sie das Buch nieder, bog ein Blatt ein, damit die Stelle nicht verschlagen würde, wo sie so eben gelesen hatte, und ging hinaus, während die Alte die Brillen abwischte und neugierig an den Tisch trat, um zu sehen, was Magdalene wieder so emsig gelesen. Es waren alte Rittergeschichten von wunderlich seltsamen Inhalt und in durchaus veralteter Sprache. Sie und da hatte die Hand eines Künstlers einen Holzschnitt zu den Geschichten gefügt, und diese zogen die Alte mehr an, als die Erzählungen selbst,

denn sie war eben keine Freundin vom Lesen, und sah es nicht einmal gern, daß die Tochter so große Freude daran fand. „Du wirfst dir noch das Gehirn mit all' den abenteuerlichen Sachen verrücken,“ sagte sie zu der Eintretenden; „thätest besser, die Spindel zur Hand zu nehmen, oder das Strickzeug, als so immer über den albernen Büchern zu sitzen, woraus du doch weder Gottesfurcht noch Menschenkenntniß erlernen kannst, denn wenn ich mich nicht irre, sind es lauter Liebesgeschichten; die taugen aber nur dazu, das Blut eines jungen Mädchens zu erhitzen und das Gehirn desselben mit allerley wunderlichen Gedanken und Vorstellungen zu erfüllen.“

„Es ist ja aber meine einzige Freude, gute Mutter,“ entgegnete ihr Magdalene sanft; „die Gegend ist so schauerlich und einsam; kein menschlicher Fußtritt erschallt fast in derselben, ich spreche mit Niemanden, als mit euch und zuweilen mit dem Bruder, wenn es ihm seine vielen Geschäfte einmal erlauben, uns in unserer Einsamkeit aufzusuchen; womit soll ich mir denn die Zeit an den langen Herbst- und Winterabenden vertreiben, die hier im Walde meist so schauerlich sind, als mit Lesen? Und auch das mögt ihr nur glauben, daß diese Bücher manchen guten Gedanken enthalten, und selbst manche recht gottselige Betrachtung; ihr solltet euch selbst nur einmal davon überzeugen. Ihr würdet finden, daß ich die Wahrheit gesagt habe.“

Die Alte schüttelte ungläubig das Haupt, wußte aber nichts mehr gegen die angefochtenen Bücher zu sagen und gegen die Einrede des geliebten Kindes, das sich still wieder hinsetzte und fortlas.

2.

Die Forstmeisterinn, seit zehn Jahren Witwe, hatte nach dem Tode ihres Gatten die einsame, halbzerfallene Waldwohnung von der Gnade des Fürsten zum Geschenk erhalten, weil das alte Haus kaum mehr bewohnbar war, und man dem neuen Forstmeister eine bessere, geräumigere Wohnung erbauen mußte, die in einem andern Theil des Waldes gelegen, vier Stunden von der alten entfernt war. Eine kleine Pension reichte hin, ihr und ihrer beyden Kinder geringe Bedürfnisse zu bestreiten, die Magdalene am Sonabend in einem einige Stunden entfernten Dorfe einzukaufen pflegte. Der Sohn der Forstmeisterinn, um sechs Jahre älter als Magdalene, war bey dem Nachfolger ihres verstorbenen Gatten als Jäger in Dienste getreten, und galt wegen seiner rechtlichen Gesinnungen und seiner Kenntnisse viel bey demselben, so daß man in der Umgegend glaubte, er werde dereinst sein Schwiegersohn und dadurch wohl-gar sein Nachfolger werden; denn der neue Forstmeister hatte keine Kinder, außer einer Tochter, die er innigst liebte und die durch Schönheit und Sitte wohl dazu geeignet war, das Herz eines zwey und zwanzigjährigen Jünglings mit stillen Wünschen und Hoffnungen zu erfüllen. In der That hatten die beyden jungen Leute sich bereits gefunden und sich ein schönes, süßes Verhältniß zwischen ihnen entsponnen, das der Vater des Mädchens wohl bemerkte, aber nicht sehen zu wollen schien, denn nach seiner Ansicht mußten sich Ältern nur dann in die Neigungen ihrer Kinder mischen, wenn diese ihnen verderblich werden konnten.

Wilhelm sprach bey seinen Besuchen im mütterlichen Hause nicht oft von der schönen Susanna, aber wenn er zufällig den Namen nannte, überzog eine höhere Röthe sein jugendlich blühendes Gesicht und er mußte sich abwenden,

um seine innere Bewegung nicht zu verrathen. War er mit der Schwester allein, so wagte er es öfter, sie von Susanna zu unterhalten, denn ohne zu wissen warum, hatte er mehr Vertrauen zu dieser, als zu der Mutter, wie denn Jugend immer mehr zur Jugend sich hingezogen fühlt, weil sie sich gegenseitig zu verstehen geeigneter ist, als Jugend und Alter. Daß Magdalene so fleißig in den alten Büchern las, war ihm ganz recht, und ohne daß die Mutter es ahnte, steckte er ihr von Zeit zu Zeit neue zu, die er für unschädlich für sie hielt, und da er in der Wahl derselben von einem reinen und richtigen Gefühle geleitet wurde, waren sie es auch meist. Ihr größter Genuß war es dann bey ihren nicht häufigen Zusammenkünften, über den Inhalt des Gelesenen zu reden, und ihre Ideen und Ansichten über dasselbe auszutauschen. Manchem unglücklichen Liebespaare ward da in der Blüthenlaube des Gartens von den liebenswürdigen Geschwistern eine Thräne geweiht, und als Magdalene ihr sechzehntes Jahr zurückgelegt hatte, wagte es Wilhelm, die geliebte Schwester zur Vertrauten seiner eignen stillen Liebe zu machen. Bewegt schloß sie ihn in ihre Arme, und ertheilte ihm ihren schwesterlichen Segen. Ihr höchster und fast einziger Wunsch war nun, die Geliebte ihres Bruders kennen zu lernen und ein Freundschaftsbündniß mit derselben zu schließen, denn Freundin mußte ihr Die seyn, der sie dereinst den Bruder abtreten sollte. Wilhelm erzählte ihr so viele rührende und schöne Züge von Susannen, und dieser wieder von Magdalenen, daß in Beyden der Wunsch gleich lebhaft war, sich näher kennen zu lernen; aber die Gelegenheit zu einer solchen Bekanntschaft wollte sich noch immer nicht finden, und so blieb es bey dem Wunsche. Als eben Susannens Geburtstag sich nahte und Wilhelm mit der Schwester überlegte, welches Angebinde er ihr geben könne, ohne dem Vater derselben zu mißfallen und Aufsehen zu erregen, versprach Magdalene, eine schöne Strickerey für ihn zu verfertigen, wenn er ihr Zeug und Muster aus der Stadt besorgen wolle. Noch nie hatte sie sich in solchen Arbeiten versucht, aber sie hoffte mit Zuversicht, ihr Fleiß und ihre Liebe zu der Sache werde jedes Hinderniß beseitigen; und so war es auch, denn wunderbar gelang diese Arbeit. Freudetrunken überreichte Wilhelm Susannen im Namen der Schwester die Strickerey, denn nicht er durfte sich ja als Geber nennen, und erstere war so erfreut und überrascht, daß sie Magdalenen in einem niedlichen Briefe, in der Sprache der ländlichen Einfalt zwar geschrieben, aber aus einem warmen und liebenden Herzen strömend, dankte; Wilhelm überbrachte der Schwester den Brief, und diese entschloß sich zu antworten, so schwer es ihr auch werden mußte, denn nie zuvor hatte sie einen Brief geschrieben. Von diesem Zeitpuncte an kam Wilhelm nie, ohne Magdalenen einige Zeilen von der neu erworbenen Freundin mitzubringen, und diese unterließ nicht, zu antworten; so traten sich diese gleichgeschaffenen Seelen immer näher, und das reinste, erfreulichste Verhältniß war für immer begründet. Die Mutter ahnete von allen dem nichts, denn Magdalene schrieb, ehe sie das Bette verlassen hatte; Wilhelm, der schüchtern in seiner Liebe war, wie die unverdorrene Natur es immer ist, wollte nicht, daß die Mutter um die genaue Verbindung der beyden Mädchen wisse, wodurch er sein süßes Geheimniß gefährdet glaubte, und Magdalene, ihm ganz ergeben, that nach seinem Willen. Jetzt war er lang nicht im Mutterhause gewesen,

weil mit dem beginnenden Herbste sich die Beschäftigungen des Jägers vermehrten und ihm kaum Zeit übrig blieb, Susannen auf flüchtige Minuten zu begrüßen. So lebten Mutter und Tochter in der tiefsten Einsamkeit, und selbst die gewohnten Wege nach dem Dorfe, um den Einkauf ihrer täglichen Bedürfnisse zu besorgen, hatten aufhören müssen, weil die morastigen Waldpfade fast unwegsam geworden waren. Gegen eine kleine Vergütung hatte ein Landmann aus jenem Dorfe es übernommen, sie während den Wintermonden damit zu versorgen, und so war dieser der Einzige, den Mutter und Tochter nun schon seit vielen Wochen gesehen hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Musikalisches und theatralisches Allerley aus Italien.

Von G. L. P. Sievers.

(Fortsetzung.)

Sucht, so werdet ihr finden! Die Wahrheit dieses Sprichworts habe ich in diesen Tagen an mir selbst erprobt. Ich bin auf meinem Kopfe bestanden, in den Straßen Venedig's Gesang zu suchen, und siehe da, es ist mir gelungen, welchen zu finden. Eine Schwalbe macht freylich keinen Sommer, aber auch keinen Winter, und zwischen Winter und Sommer ist der Herbst vorhanden, eine Jahreszeit, welche nicht weniger ihr Angenehmes hat. Nehmen wir demnach an, Venedig befinde sich in seinem musikalischen Herbste und beurtheilen die Stadt aus diesem Gesichtspuncte, bis sich das während des bevorstehenden Carnevals mit sicherem Erfolge thun lassen wird; will ich des Besten, was mir von Musik in den Straßen Venedig's aufköst, erwähnen. Denn, man sage, was man wolle, die Straßenmusik ist immer ein Maßstab, nach welchem man die Theaters- und Salonsmusik einer Stadt beurtheilen muß. Unter dem Geleier und Sequente, welches sich hier auf dem Markusplaze, und besonders vor der Locanda della Gran Bretagna (wo meistens Engländer logiren, welche wenigstens das Eigenthümliche haben, daß sie gern hören mögen) jeden Tag, besonders jeden Abend hören läßt, ist mir besonders eine Frauensperson aufgefallen, welche ein ganz besonders ansprechendes Organ besitzt. Das erste Mal, wo ich diese Straßensängerin hörte, hatte ich ein besonderes Schicksal mit derselben. Es war mir darum zu thun, das Gesicht einer Person kennen zu lernen, die ein so besonders schmeichelndes Organ besaß. Aber, wie dazu gelangen, da ihr schwarzer Strohhut (der gewöhnliche Kopfschmuck der Italiänerinnen) die gewöhnliche Dimension, welche in der Regel schon sehr beträchtlich ist, um die Hälfte überschritt? Nachdem ich eine lange Zeit von der Rechten zur Linken, und von der Linken zur Rechten, um sie herumgegangen war, ohne ihr unter den Hut sehen zu können, weil sie sich immer sehr geschickt nach derjenigen Seite zu drehen wußte, wo ich nicht stand, erschien endlich der kritische Moment, wo sie mit dem Tellerchen vor mir erscheinen mußte. In diesem Augenblicke mache ich mich um eine halbe Elle kleiner, thue einen herzhaften Blick, und fahre vor Schrecken zurück, daß ich um ein Haar breit in den großen Canal gestürzt wäre; das vortreffliche Organ, was einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht hatte, gehörte einer, zum wenigsten fünfzigjährigen und dabei höchst häßlichen Person an. In diesen Tagen ist mir eine Überraschung von einer andern Gattung zu Theile geworden. Ich schlendere gegen Abend durch die, dem Markusplaze am nächsten gelegenen Gassen. Aus einer der unzähligen Calli, welche kaum eines Daumes breit sind, schallt mir eine schöne, metallreiche, milde Tenorstimme entgegen, welche mit seltenem Geschmacke, höchst nettem und präcisem Ausdrucke, und besonders in jener itallänischen Manier, welche für die beste der Welt gehalten wurde, als sie noch nicht von der neueren Gurgelsey verdrängt worden war, eine Canzonette

sang. Ich gerieth in das höchste Erstaunen, denn das konnte kein anderer, als Crisveili oder sonst ein Tenorist aus der guten, alten Zeit seyn. Ich eile in das Gäßchen, laufe dem Gesange nach; was erblicke ich? Einen Greis, von schlanker Gestalt, echt italiänischer Physiognomie, der, in Lumpen gehüllt, einen Troß Fischweiber und Lastträger mit seinem Gesange unterhält, und sich auf der Laute accompagnirt. Wer war der Mann ehemals gewesen? Das nahm ich Anstand ihn zu fragen; was er aber jetzt ist, das weiß ich: einer der vortrefflichsten Tenoristen, welche es nicht in den Gassen, sondern vielmehr auf den Theatern von ganz Europa, geben dürfte.

Brot ist keine Speise, welche für einen Leckerbissen passirt, nach dessen Genuß man mit Anstrengung geizt, oder zu dessen Verfertigung aus entfernten Reichen, Köche herbeigerufen werden. Und doch ist Brot die allgemeinste Speise, welche es auf der Erde gibt, ohne dessen täglichen Genuß sich das ganze Menschengeschlecht (mit geringer Ausnahme), vom Könige bis zum Bettler herab, höchst unglücklich fühlen würde. Es scheint also, daß es, sowohl im Physischen, wie im Moralischen und Künstlerischen, das Schicksal des wahrhaft Guten, des wahrhaft Nützlichen ist, kein Entzücken, keinen Enthusiasmus zu erregen, sondern vielmehr mit Ruhe, ja selbst mit einer gewissen Gleichgültigkeit, genossen zu werden; es scheint, daß es eben das Kennzeichen dieses Guten, dieses Nützlichen ist, den Menschen Genuß zu verschaffen, ohne daß sie es selbst zu wissen scheinen. Von der Wahrheit dieser keineswegs neuen Bemerkung, bin ich durch eine Erscheinung auf den hiesigen Theatern überzeugt worden, welche mich, ob ich gleich gewisser Maßen darauf vorbereitet war, doch nicht wenig frappirt hat. Wer unter den deutschen Literatoren, deren erste ästhetische Studien in das letzte Jahrhundert des vorigen Jahrhunderts fallen, hätte sich nicht während einer gewissen Zeit mit Carlo Gozzi beschäftigt, wen hätten nicht dessen „Mährchen“ fast mit unwiderstehlichem Reize angezogen und wer hätte sich nicht (im Falle auch nur der geringste Funken von dramatischem Talente in ihm verborgen lag) begeistert gefühlt, eines dieser Mährchen für die deutsche Bühne zu bearbeiten? Wer wüßte nicht aus den Vorreden, welche Gozzi seinen Stücken vorgesetzt hat, besonders aus der langen Abhandlung, welche dem ersten Theile derselben vorgedruckt ist, daß dieser erfindungsreiche Kopf, auf die ausschließliche Herrschaft neidisch, welche sein Landsmann Goldoni über alle Bühnen Italiens, besonders Venedigs, ausübte, sich es in den Kopf setzte, durch eine neue Gattung Theaterstücke die bürgerliche Komödie Goldoni's zu verdrängen, und daß ihm dieses Vorhaben, wenigstens in Venedig und in Oberitalien, nur zu sehr gelang? Wen endlich hätte nicht das unanständige Frohlocken, welches Gozzi in eben denselben Vorreden über den erhaltenen Sieg äußert, empört? Der Benfall, welchen die Gozischen Mährchen, besonders die „Tre Melarance“, „il Re Cervo“, „il Corvo“ u. s. w. erhielten, hatten bekanntlich zur Folge, daß Goldoni, theils aus gekränkter Eigensiebe, theils, weil er sich in seinem Erwerbe geschnättert sah, voll Verzweiflung seine Vaterstadt und sein Vaterland verließ und nach Paris ging, wo er, zum Sprachlehrer der Königin ernannt, Anfangs ein sorgenfreies Leben führte, dann aber, beym Eintritte der Revolution, seinen Gehalt verlor und in Dürftigkeit starb. Bedenkt man, daß dieß Schicksal Goldoni's nicht etwa die Folge einer nothwendigen Geschmacksumwälzung, sondern der neidischen Eigensiebe eines einzigen Individuums war, bedenkt man, daß dieses Schicksal einen Schriftsteller traf, der bis dahin die Verehrung von ganz Italien, ja von ganz Europa genossen hatte, der eben aus diesem Grunde ein reelles, wahres Verdienst besitzen mußte; so kann man sich selbst bey aller Vorliebe, welche Gozzi's Genie einflößt, eines gewissen Gefühls von Indignation gegen einen Mann nicht erwehren, der, ohne dazu gereizt zu seyn, aus bloßem Muthwillen nur darum einen Schriftsteller verfolgte, weil dessen Werke ihm ein Hinderniß zu seiner eignen dramatischen Berühmtheit zu seyn schienen. Wäre der Triumph Gozzi's auf das eigentliche Wesen der Dinge, auf Wahrheit begründet gewesen; so könnte man sich mit der Überzeugung, daß die Wahrheit triumphiren müsse, und wenn auch die Welt dabey untergehen sollte, über den Untergang eines einzelnen Individuums trö-

ken; aber der Enthusiasmus, welchen *Gozzi's* Stücke zu seiner Zeit erregten, scheint nicht ein Erzeugniß des wirklichen inneren Werths derselben gewesen, sondern einzig und allein der kindischen Neugierde des Volks, welches sich von dem Puppenspiele der Kinderstuben-Mährchen confuse ergeht fühlte, ohne daß es nöthig gehabt hätte, zur Auffassung und Würdigung positiver Wahrheiten seinen Verstand anstrengen zu müssen, zuzuschreiben zu seyn. Denn, was hat sich nicht allein in Venedig, sondern in ganz Italien begeben? *Gozzi's* Mährchen, ja ich möchte sagen, *Gozzi's* Name sind vergessen; *Soldoni* hingegen lebt noch, wenigstens in einem Halbduzend seiner Stücke, auf allen italienischen recitirenden Theatern! Ich habe hier in Venedig seinen „*Servo di due Padroni*,” so wie seinen „*Bugiardo*” darstellen sehen, und ich gestehe, daß mir die Natürlichkeit des Plans, der Ausführung, der Verwicklung und der Sprache dieser beyden Producte, welche in so haarscharfem Widerspruche mit der Gewaltthätigkeit, der Affectation, dem Haschen nach Effect, der Witzelen des allerneuesten Lustspiels bey allen cultuirten Nationen Europa's stehen, großes Vergnügen gewährt haben. Sonderbar, daß auch *Gozzi* sich, sein Talent und den Charakter des italienischen Lustspiels verkannt hat! Was würde er sagen, wenn er aufstände, und sähe, daß gerade zwey nur von denjenigen Stücken, aus denen er die Masken nicht verbannt hat, auf dem Repertoire seiner Vaterstadt geblieben sind? Ich begreife jetzt, nachdem mir die Art der Darstellung dieser Masken in ihrer Heimath, und wahrscheinlich mehr oder weniger in ihrer ursprünglichen, durch die Tradition aufbewahrten Gestalt kund geworden ist, daß die Charaktere derselben zu stehend, zu stereotyp sind, als daß sie der stehenden äußeren Maske entbehren könnten. Die Venetianer, und mit ihnen fast ganz Unteritalien, über welches sie mittel- und unmittelbar einen so großen Einfluß ausgeübt hatten, konnten sich natürlich nicht daran gewöhnen, einen alten, gutmüthigen, rechtschaffenen und friedliebenden Staatsbürger auf der Bühne darstellen zu sehen, ohne daß sich dieser durch das Kleid und die Maske des Pantalons als einen Venetianer zu erkennen gegeben hätte; ein solcher graubärtiger Ehrenmann, glaubten sie in ihrer National-Eitelkeit, konnte nirgends anders, als in Venedig, das Licht der Welt erblickt haben, und folglich sollte er sich auch durch seine äußere Tracht, welche einmal durch den Gebrauch geheiligt war, als einen solchen zu erkennen geben.

Auf interessante Personen kömmt man oft zu sprechen. Ich nehme demnach keinen Anstand, abermals der *Boccabadati* zu erwähnen und anzuzeigen, daß diese Sängerin, wenn gleich nicht für die ernste Oper des Carnevals, doch für die komische engagirt worden ist, welche gleich nach demselben auf dem Theater S. Benedetto ihre Vorstellungen beginnen wird. Bey der Durchsicht dessen, was ich weiter oben über die *Boccabadati* geschrieben habe, ist mir beygefallen, daß ich vergessen habe, darin einen Zug, dieselbe betreffend, anzuführen, der dazu dienen kann, den Ton des hiesigen Theaterpublicums zu charakterisiren. Die Vorstellung der *Zelmire* gab Veranlassung dazu. Zwischen dem ersten und zweyten Acte ward ein Ballet aufgeführt, welches nahe an anderthalb Stunden dauerte. Wahrscheinlich langweilte sich die königliche Prinzessin während dieser Zeit. Denn plötzlich sah man sie, im völligen Costume ihres prinzeßlichen Standes, und, vor wie nach, mit dem königlichen Diademe geschmückt, in einer der Logen des zweyten Ranges erscheinen, wo sie von einigen Herren, wahrscheinlich Unterthanen ihres Zepters, mit Ehrerbietung empfangen, und auf den Vorderstuhl der Loge geführt ward. Die Schicksale ihres Vaters und ihres Gatten sich aus den Gedanken schlagend, schien die unglückliche Königstochter für diesen Augenblick der Freude leben zu wollen. So sah man sie die Huldigung der drey Herren mit jener leichten, ungezwungenen Grazie annehmen, welche nur solchen sterblichen Frauen eigen zu seyn pflegt, die an dergleichen Liebestribut gewöhnt sind. Die Unterhaltung wechselte zwischen einigen Phrasen Conversation, einigen Schlucken Choccolade und einigen Blicken auf das Ballet, welchem die gnädige Prinzessin nicht selten mit höchst eigenen schönen Händen überlauten Beyfall zuklatschte. So ging endlich das Ballet zu Ende; die Prinzessin verließ die Loge, und erschien nach einigen Minuten auf der Bühne,

wo sie jedoch ein so verändertes Gesicht zeigte, daß diese ihre mimische Kunst eben so sehr in Erstaunen zu setzen vermochte, als ihr Gesang.

(Die Fortsetzung folgt.)

T h e a t e r.

Uhasverus, der nie Ruhende. Romantisches Drama mit Gesängen, Chören und Tänzen, in drey Aufzügen. Die Musikstücke aus den Werken weil. W. A. Mozart's gezogen von Herrn Ignaz Ritter von Seyfried.

(S c h l u ß.)

Nachdem wir durch diese Anzeige die Pflicht eines unparteyischen Berichterstatters erfüllt haben, wird es uns erlaubt seyn, auch einige kritische Bemerkungen hinzuzufügen. Zuerst bezeigen wir unsere Freude darüber, daß das Publicum die aus Mozart's Werken gezogenen Musikstücke mit so entschiedenem Enthusiasmus aufnahm. Denn die Deutschen, und namentlich die Wiener würden Unrecht thun, wenn sie nicht auf ihre großen Tonsetzer, Glück, Haydn, Mozart, Beethoven stolz wären; es würde ein Vorwurf für uns seyn, wenn diese berühmten Männer in der Fremde, bey andern Völkern und in fernen Ländern in größerer Schätzung oder in getreuerem Andenken ständen, als bey uns selbst. Warum sollen wir es nicht anerkennen, warum es nicht mit Stolz fühlen, daß gerade in der Tonsetzkunst die Deutschen vor allen andern Völkern die größten Genies aufzuweisen haben, welche einen so glänzenden Theil unsers Nationalruhmes ausmachen? Und wenn den Deutschen dieser Ruhm von andern Völkern willig eingeräumt wird, wie sollte das Publicum dieser Kaiserstadt es vergessen, daß Haydn und Mozart in Wiens Mauern einen großen Theil ihrer unsterblichen Werke schrieben, und zuerst zur Aufführung brachten? Welches auch der Wechsel des Geschmacks und der Mode seyn mag, so wird die Musik dieser großen Tonsetzer bey wahren Kennern, wenn auch nicht immer bey der großen Masse der Dilettanten, stets in Ehren, und der Polarstern des guten musikalischen Geschmacks bleiben.

Was nun die Anwendung betrifft, welche Herr Operndirector und Capellmeister, Ignaz Ritter von Seyfried, von den Werken des unsterblichen Mozart im Uhasverus machte, so wird man zweyerley nicht verkennen. Erstlich die genaue Kenntniß der Mozart'schen Werke, welche erforderlich war, um aus so verschiedenen Werken diejenigen Stücke herauszuheben, welche den Situationen angemessen waren, und sich zu einem Ganzen verbinden ließen. Zweytens das gründliche Studium des Mozart'schen Tonsetzes, um Mozart's Melodien in seinem Geiste für das ganze Orchester so wie für die Gesangstimmen zu arrangiren, ohne die Compositionen des großen Meisters sehr zu alteriren.

Man könnte vielleicht die Frage aufwerfen, ob die bekannten Werke eines großen Meisters so metamorphosirt werden dürfen? Wir glauben diese Frage, unter gewissen Bedingungen, bejahen zu können, und wollen, aus Achtung für die anders Denkenden, unsre Gründe angeben.

Die Musik ist, nach unserer schon anderswo geäußerten Ansicht, eine im höchsten Grade allgemeine Sprache, jedoch verbunden mit durchgängiger deutlicher Bestimmtheit. Sie gleicht hierin den Zahlen, welche als allgemeine Formen auf Größen aller Art anwendbar, doch nicht abstract, sondern anschaulich und durchgängig bestimmt sind. Daher kommt es, daß man ein Gedicht als Gesang, oder eine anschauliche Darstellung als Pantomime, oder beydes als Oper der Musik unterlegen kann. Solche einzelne Bilder des Menschenlebens der allgemeinen Sprache der Musik untergelegt, sind nie mit durchgängiger Nothwendigkeit ihr verbunden oder entsprechend; sondern sie stehn zu ihr nur im Verhältniß eines beliebigen Beyspiels — zu einem allgemeinen Begriffe; sie stellen, in der Bestimmtheit der Wirklichkeit, dasjenige dar, was die Musik in der Allgemeinheit bloßer Form aussagt. Dem allgemeinen Sinn der jedesmaligen Melodie

Könnten noch andere, eben so beliebig gewählte Beispiele in gleichem Grade entsprechen; daher taugt dieselbe Composition für viele Strophen. Daher kann eine ausdrucksvolle Melodie, d. i. eine solche, in welcher ein Componist ein bestimmtes menschliches Gefühl in der allgemeinen Sprache der Musik auszusprechen gewußt hat, auch auf verschiedene Situationen übertragen werden, in welcher eben dieses Gefühl sich ausdrückt. Hieraus ist es erklärbar, warum viele, ja selbst die geniereichsten Operncomponisten, wie z. B. Rossini, in ihren Tonstücken Reminiscenzen aus andern, entweder eigenen oder fremden Werken finden lassen.

In dem vorliegenden Falle kommt es daher auf die Frage an, ob die aus Mozart's Werken gezogenen Melodien wirklich die ausdrucksvollsten waren, welche gewählt werden konnten, und dies wollen wir nicht in Abrede stellen.

Am Schlusse der ersten Vorstellung wurde folgender, in Beziehung auf den Zweck des Benefices von Herrn F. C. Weidmann gedichteter Epilog von Herrn Demmer gesprochen.

Mit schneller'm Flug enteilt des Mimen Leben,
Und seine Kraft versiegt in kürz'rer Zeit,
Wenn er mit voller Kraft, mit regstem Streben
Der hohen Kunst sein ganzes Wesen weicht.
Wohl ihm, weiß er dann ein Aht zu finden,
Wenn die erschöpften Lebenskräfte schwinden!

Uns ward ein solcher Friedesport erbaut;
Wir seh'n den Bau gedeih'n durch Ihre Güte
Nie täuschte sich, wer Österreichs Huld vertraut;
Wir trugen diesen Glauben im Gemüthe
Und seh'n ihn nun, durch Ihrer Güte Walten,
Zur schönen Wirklichkeit sich schnell entfalten.

So sammelten wir, vom Dankgefühl entbrannt,
Ein würdig Opfer Ihnen darzubringen;
Und freudig wagten wir mit treuer Hand
Den duft'gen Kranz um den Alter zu schlingen:
Den Kranz aus jenes hohen Meisters Tönen,
Den alle Herzen, alle Zeiten krönen.

So hatten wir das Edelste gefunden,
Es freudiglich den Edelsten zu weih'n.
An jenem Geist, der uns so schnell entschwinden,
In seinem Nachklang noch sie zu erfreu'n,
Dies war das Ziel, nach welchem wir gerungen:
Heil unserm Werk, ist's uns nicht ganz mißlungen!

Und so wie Mozart's Töne ewig leben,
Wie auch die Zeiten wechseln, und ihr Spiel,
So wollten wir symbolisch Deutung geben
Von unsrer Herzen innigstem Gefühl;
Denn wahre Kunst, und wahre Dankbarkeit,
Hoch stehen beyde über Raum und Zeit.

M o d e n b i l d XIX.

Ein Spitzenkleid, die Binde von Band, das Unterkleid von Levantin unten in verdrehten Falten garnirt. Der Basthut ist mit an den Spitzen bunt gefärbten Maraboutfedern und mit Gaze-Bändern geziert.

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß.



J. Se. Del.

For Seelen &c.

XIX.

Wiener Moden.

53.
1829.

